

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 126. — Wisse Sie, ich kann jetzt un-erleben, wie's häppene duht, daß ein Mann in Pallis-tids is, so oft die Saluhns frietwente duht, jesser, ich kann un-erleben. Mei, was ist das ja für ein Trobbel! Ich sin nur noch ein Bondel Nöhrs'n un das is all was ich sin. Es is ja ganz gut gewese, so- lang daß der Philipp, was mein Hosband is, der einzige Rändbeht gewese is, amwer jett sin noch zwei an- dere do. Die Lehdies von den Pinf Tie Klobb hen mich off Klobb's gesagt, daß for den Philipp gar keine Dehn- scher war, bitahs er war den Mister Mehr sein Freund un was der sage deht, das deht gehn, amwer dieselbe Zeit hen ich doch kinder uniesig ge- fühlit. Ich wußt, daß den Philipp der Montieschein, wo er mit die Kids ge- macht hot, viel Demmeck duhn deht un dann is er doch auch nit so gut in den englische gepobit, daß er sich mit die Hellsch' wo das englische erun- nerschnattem wie so e Spinningswehl, nit unferne könt. Jett's wenn's for das deutche war, dann hätt ich gar keine Bier, bitahs er duht doch e ed- zelnes deutsch juhe, wie das un- no, haupt in unsere Främmille der Juhs is. Sehn Sie, mir duhn in un- ser Haus nur beisch tabte un wann die Kids nur ein englisches Wort juhe duhn, dann tabt ich je dann for sehn. Es is ja ganz naderlich, daß die Kids besser glande englisch zu tabt, bitahs se höre ja an die Stritt un in die Schul nids anneres, amwer wie se nur ein Stepp infest das Haus ge- macht hen, dann zieh ich die Lein un dann spreche se so schön beisch wie mich un ihr Va. Well, do sin ich wid- der ganz von die Pallistids abtome. Die Bahette hot e große Wähmierung angelegt un die Rändbehts sin all imwelet worde Spietsches zu mache. Den Phil hot das gar nids ausge- macht, er hot gesagt, er wöllt in schon e Ding obder zwei sage, daß se die Auge uffreije sollte. Wisse Sie, er denkt nämlich, er wörr abtredt in den englische. Du siehe Zeit, er is ja auch so weit wie's geht. Er kann sich ganz schön e Glätz Bier ordere un kann auch Handbuh sage, so daß mer denke könt, er wörr ein fullblott Kentie. Wann's amwer zu was annerlicher komme duht, dann is er nit mehr inn it un er macht die fonnigste Brech's. Well die Mietung hot statafekunne. Der Mister Mehr war auch do un er hot unferen Klobb geparmit, daß er die Mietung ein gute Zahl an den Philipp ordere wöllt. Das hot mich widder e wenig besser fühle made. Die Mietung is von den Tischehmann uff- gemacht worde un dann hot der Mister Mehr fors Wort gesaot un hot Jime amwer ein Spietsch gemacht, das war e Lalla. Er hot den Philipp gepid- schert, daß ich ordentlich praud ge- fühlit hen, daß ich die Frau von so ein gute Mann sin. Die Kraut hot auch artig gefühert un mit einem Wort, es is schon gewese. Dann hot en an- nere Mann fors Wort gesaot, so e kleiner ruppiger Kanne un do hen ich schon gleich gewist, daß von dem nids gutes zu erpedte gewese is. Er hot gesaot: Lehdies un Schentel'männer, ich hen for den Mister Mehr alerhand Kiepsch, amwer was er do jett ge- sagt hot, das is Kontens. Was wöllt mer denn mit so ein Mann in den Schulrath, wie der Mister Mehr ihn genannt hot? En Mann, wo nids annerlicher kennt, wie den Saluhns, ein Mann wo alle Augenlid sei Främmille im Stich losse duht un sich monates- lang in die Welt erum treine duht; un Mann wo unsere Schul'tinner mit in Saluhns schlepe duht; en Mann wo noch nit so viel Kalleisch von den eng- lische hot, daß er weih wie Schierusa- lem gepeselt deht wern, so en Mann is nit fitt for so e impobriente Offis. Do is mein Rändbeht, der Mister Jo- seph Flannigan en ganz annerer Mann un die Wöhersch dehte kein Mischeht mache, wann se for ihn wöhte dehte. Dann hot er sich gefeht un dente Se emol, die Kraut hot jett auch ge- fühlit, amwer wie! Wei for Guttnsch Sehts, ich hen mich mit fömmliche Ohre zuhalte müsse, sonst wöre je ge- hobel. Ich hen gedent, der Mister Mehr hätt mit sein Spietsch en große Sudeh gehabt, amwer das Gehaller for den annerer Feger, das hot die Weltgeschicht gebote. Un ich hen mich geschämt wie alles, wie der miene traurige Kler den Phil so edspohst hot. Der Phil hot all'wör extrem- belit un ich hen so farrie gefühlit, daß ich uffgestieg un sin den Phil un den Hals gefalle un hen geseint wie e Behbie. Wie der Mister Mehr das gesehn hot, do is er von sein Stuhl uffgeschampit un hot gehallert: Lehdies un Schentel'männer, qude Se emol daher. Duht das qude, als wann e Mann seine Främmille verlosse deht, obder duhts qude, als ob seine Frau die Welt von ihm denke deht? Ich sage, wann en Mann so von seine Frau ge- lunge werd, daß se ihn in die Pres- senz von alle Piebels so affedien- nellie un de Hals falle duht, hlos weil ihn unredt gebehn is worde, dann sag ich, kann keine Kneiffchen mehr sein, daß der Mann fitt is, einige Of- fis zu fülle un wann's die von den

war. Das is der Mann, wo mir hen wolle for in die Bohrd e Gtittuteh- schen; der Mann is libberell un die- selwe Zeit is er unner alle Konditens davor, daß die Lab edzerkt werd. Wer nit for so en Mann wöhte duht, der is nit fitt en Gtittens von die Jumeitit Sehts zu sein. Ich sage: der Mann kriegt meine Wohl un je- der dieselwe Gtittens duht dasselwe." Die Kraut hot jett wöbber gefühert un hen so e Neus un e Gehaller ge- macht, daß ich's Jhne gar nit sage kann. Domit is die Mietung unwer gewese un die Piebels sin all' aufseit gemarscht. Der Phil hot alle Schen- tel'männer unweit for en forze hohst- tidel Zahl bei den Webesweller zu stappe. Zutett schuhr Buhis, se sin komme. Der Webesweller hot e im- menes Wihnes gebahn un wie der Phil heim is komme, do hot er gefühlit als wann er schon elekter wörr. Well ich kann ihn nit blehme, wann er gut fühlit. Hohstidel Leif is so edseit. Unner uns gesaot, ich hen zwei Küm- melcher gebabt. Mit bester Niogards Niours Lizzie Hanfstengel.

Geschichte der Guillotine.

Der Heimgang des Pariser Henters Deibler, der nicht weniger als 500 Jahr Zeitgenossen hingerichtet hatte, hat eine Anzahl Fiebern in Bewegung ge- setzt. Man erinnert an die Erzählun- gen, die Deibler selbst von seinen Su- jets gab, und bespricht auch sein Hand- wertszeug, die Guillotine selbst. Ein englisches Blatt verweist darauf, daß auf den britischen Inseln gewisse me- chanische Vorrichtungen zu den Köpfen längst vor der französischen Revolution bekannt waren, also ehe der Dr. Guil- lotin mit seiner Erfindung auf dem Plage erschien. 100 Jahre vorher war auch in Yorkshre ein Fallbeil benut- zt worden. In Schottland leistete ein ähnliches Gerät, „the maiben“, das Mädchen genannt, zur Zeit der Coe- nanters Dienste, und eines seiner Opfer, der Earl of Argyll, soll es, als er seinen Kopf unter das Messer schob, mit den Worten geküßt haben: Es ist das süßeste Mädchen, das ich je um- armt habe. Das Messer war bei dem „Maiben“ mit Blei beschwert und wur- de durch einen Flaschengug bewegt. Durch ihr Frankreich hat die Forsch- ung festgestellt, daß Guillotin nichts wesentlich Neues gebracht hat. Man will hier die ersten Spuren des Fall- beils sogar in der Steingetir finden und führt einen wächtigen Feuerstein als Zeugen an, der 1865 in Lime (Aisne) gefunden wurde, und mit dem die Archäologen Versuche an Häm- meln anstellten, denen der Kopf durch das fallende Steinbeil glatt abge- schnitten wurde. Ättenfunde über wirkliche Fallbeile reichen in Frank- reich bis etwa 300 Jahre vor der Re- volution hinauf. Die Chronik von Jean d'Aulhon erzählt von einer Hin- richtung, die 1507 mit einem der Guil- lotine ähnlichen Geräthe vollzogen wurde. Auch in Deutschland scheint die Sache nicht fremd gewesen zu sein. Ein Holzschnitt von Jörg Peins aus Nürnberg (gestorben 1550) stellt den Tod des Titus Manlius wie folgt dar: Der Patient kniet zwischen zwei Holzpfählen, die einen Widder tragen; sein Kopf ist zwischen zwei Brettern festgemacht; der Hentler hält mit der rechten Hand ein Beil über den Hals des Gerichteten, mit der linken zieht er an einem Strang, um den Widder herabfallen zu lassen. Ein Stich von Albreger aus dem Jahre 1552 zeigt, wie derselbe Titus Manlius mittels eines halbmondförmigen Messers ge- köpft wird, das in Ritzen in den bei- den Pfosten läuft. Ebenso kannte man in Italien damals eine solche Art der Hinrichtung, die insbesondere bei Edelknechten angewandt wurde. Die Maschine hieß hier die manna. Ein 1555 in Bologna erschienenes Wert von Altes Bochi enthält einen Stich, auf dem sogar die Guillotine schon ganz in ihrer modernen Gestalt er- scheint, mit einem geraden statt eines bogenförmigen Messers. Der berühmte Gallot schuf 1583 einen Stich, der ebenfalls eine der Guillotine verwan- dte Maschine darstellt. In den deut- schen Büchern von Montmorency bestie- he das Schaffot. Er erschien darauf durch ein Fenster, das man geöffnet hatte und das auf das Gerüst ging. Dieses war im Hof des Rathhauses aufgestellt. Er mußte sein Haupt auf einen Bloß legen. In dieser Gegend (Toulouse) bedient man sich eines Richtmessers, das sich zwischen zwei Holzpfosten befindet; wenn der Kopf auf dem Bloß liegt, wird das Seil losgelassen und das Ding (cela) fällt herunter und schneidet den Kopf ab. Ein Stich von 1680 zeigt die Hinrich- tung von Jacques le Major durch ein etwas anderes Verfahren. Der Ver- urtheilte kniet, die Hände auf den Rit- zen gebunden, den Hals auf ein Quer- holz gelegt, zwischen zwei Pfosten; ein in letztere gefügtes Messer befindet sich über seinem Hals, und der Hentler führt einen Schlag mit einem schweren Holzhammer auf das Messer. Noch in dem 1730 erschienenen Reisevorte des Paters Labat über Spanien und Italien ist die vorerwähnte manna ge- schilbert und Dr. Guillotin wird dieses Werk sicherlich getannt und be- nutzt haben.

Manche Leute kommen nur an Fas- nacht zu ihrer richtigen Kopfbedeckung.

Ihre Adresse. Humoreske von C. A. Henig.

Als eines Abends Herr Meinhardt vom Amt heimkam, fand er seine Woh- nung leer. Nicht etwa, daß Diebe in dieselbe eingedrungen und alles Bewe- gliche mitgenommen hätten, nein, an Möbeln fehlte nichts, wohl aber die Perle des Heims, Frau Henriette. War sie vielleicht durch irgend einen Zufall aufgehalten worden, oder hatte sie sich beim Besuch einer Freundin verläßt? Herr Meinhardt schüttelte gleichsam als Antwort darauf mit trübem Mien sein Haupt; er wußte es besser; schon lange hatte er einmal Ähnliches erwartet, und nun war die Katastrophe wirklich hereingebrochen: seine Frau war ihm regelrecht durch- gebrannt. Und der Grund? Ueber- spannte Romantik, kindischer Trost, Eigenwilligkeit und ähnliche Eigen- schaften eines verzogenen Menschen- kinds. Weil Herr Meinhardt ihr et- liche Hüte verweigert, weil er mit en- dlicher Strenge sie nach einjähriger Fütterzeit ihren Haushaltungspflich- ten zuführen wollte, und schließlich weil er immer mehr und mehr anfang, seinen Naden unter ihren zierlichen Füßchen hervorzuheben, um allmählich den Herrn im Hause hervorzuholen. Schon oft hatte sie ihm deshalb bei den unvermeidlichen ehelichen Szenen mit „Davonlaufen“ gedroht, und nun hatte sie es wirklich wahr gemacht. Die erste Regung bei dieser Entdeck- ung war die das Jornes über die ihm angethane Schmach, dann bemächtigte sich seiner eine Art unbehaglicher Nie- dergeschlagenheit. Denn was würde das für Aufregung und Peinlichkeiten geben, bis alles wieder im richtigen Geleise war! Die dritte Regung endlich war die natürlichste; er setzte den Hut an und ging ins Wirthshaus. Sicher- lich war sein rebellisches Weibchen trostloschend an den mütterlichen Busen geschlüpft, und es war somit vorerst kein Grund zur Sorge. Als er am anderen Morgen etwas später als sonst erwachte und sich mit seinen verschiedenen schmerzlichen Ge- fühlern nach und nach abgefunden hatte, fand er doch gerathen, an seine Schwie- germutter folgendes diplomatische Tele- gramm zu richten: „Hochachtungsvoll ist Henriette gut ange- kommen!“ — Carl. Die Antwort hatte er bejaßt, doch sie kam nicht, statt dessen aber die Schwiegermutter selbst. Herr Mein- hardt hörte sie schon die Treppe hinauf- kommen und schied sich schleunigst an, sämmtliche Thüren der Wohnung zu verschließen, aber die Hände zitterten ihm so vor freudiger Aufregung über den unverhofften Besuch, daß es ihm nicht gelang. Und ehe er sich's ver- sah, stand seine Schwiegermutter, die Frau Straßenplastermeisterin, vor ihm. Mit einem hörbaren Krach setzte siehnen Reisetoffer auf den Boden, dann sagte sie mit strenger Stimme: „Wo haben Sie meine Tochter, Herr Schwiegerjohn?“ „Ich habe sie gar nicht mehr, vereh- rungswürdige Frau, Mama. Ich dach!“ „So, Sie dachten! Sie wissen also nicht, wo sie sich befindet?“ „Nein!“ „Zeit wann wissen denn anständige Ehe-männer nicht, wo sich ihre Frauen befinden?“ „Zeit diese wie ungezogene eigen- sinnige Schumäbels bei Nacht und Nebel davonlaufen!“ „Wie, was — Schumäbels?“ „Zeit fragte die Frau Straßenplaster- meisterin nicht mehr, sondern sie sagte nur noch: Zum Schluß ihrer gepfeff- ten Philippika warf sie ihrem gänzlich vernichteten Schwiegersohn einen wüthenden leibhaftigen „Mörder“ an den Kopf. Da aber raffte sich Herr Meinhardt auf. „Ihr Kummer, den ich theile, macht Sie ungedert, Mama,“ sagte er ener- gisch. „Unfere Differenzen waren nicht derart, daß sie ihr tiefer zu Gemüth gegangen sein könnten. Es ist ledig- lich der Kampf um's Pantoffelregi- ment, der sie forttrieb und aus dem sie, da sie doch unterliegen mußte, wenig- stens mit einer effektvollen Verhö- rungszene hervorgehen wollte. Hätten Sie nicht eine so ungläubliche Rücksicht mit ihrem Fiebern gehabt, so hätte jett nicht der Gatte die schwierige Aufgabe, diesem Erziehungs-mangel nachzuhel- fen!“ „Mein Herr,“ rief die entrüstete Dame, „jedes Ihrer Worte ist eine tödtliche Beleidigung für mich, aber dennoch, mein barbarischer Herr Schwiegersohn, werde ich nicht ehe- wieder von dieser Schwelle gehen, als bis mein armes Kind gefunden und wieder in ihre schönlich gestaubten Rechte eingeseht ist!“ Herr Meinhardt erschrot. Jett wurde die Situation trübsich! Eine solche Einquartierung! Lieber einen Korporal und vier Grenadiere. Mit Windeseile kaufte er von einer Zeitun- gsexpedition in die andere und gab überall das übliche, hier entsprechend modifizierte Inzerat auf: „Theure Henriette, kehre zurück, der Gul wird gekauft. Dein trostloser Gatte.“ Doch Henriette lehnte nicht zurück. Entweder hatte sie die betreffenden Inzerate nicht gelesen, oder sie hatte sich inzwischen selbst schon den ge- wünschtesten Hut gekauft. Herr Mein- hardt hatte Jodann unter der Hand an alle auswärtigen Freunde und Be- kannten geschrieben, hatte einen Pri- vadbetriebe auf Reisen geschickt und

alle Teiche der Nachbarschaft abgeseht, doch nichts führte auf die Spur der Entschwundenen. Schließlich entschloß er sich, zu einem letzten Inzerat, allerdings nur in einer ausländischen Zeitung: „So komme doch wieder, Mama geht mir ja nicht vom Hals! In heller Verzweiflung Dein Gatte.“ Aber auch das hatte keinen Erfolg. Es war klar Henriette wollte es bis zum Aeußersten treiben und ihren Mann ordentlich müde machen. Gern hätte sich Herr Meinhardt selbst auf die Suche gemacht, aber die argwöhni- sche Plastermeisterin ließ ihn nicht fort. Möglicherweise wäre er auch nicht wie- dergekommen, man kann alles nicht wissen. Am Schlusse kam ihm plötz- lich der Gedante, vielleicht ist sie gar nicht aus der Stadt gegangen und weilt ganz in der Nähe, während wir sie in ungemessenen Fernen suchen! Und stehenden Fußes eilte er zu einer Freundin Henriettes, bei der sie im- mer viel verkehrt hatte. Aber auch diese Fahrt zeigte sich als falsch. Allein die Freundin der Verschundenen erwies sich als eine ungemein intelligente Dame. „Wie lange ist sie denn schon fort?“ forschte sie. „Es wird morgen fünf Wochen,“ antwortete der unglückliche Ehemann. „Und Sie haben keinerlei Anhalts- punkte?“ „Nein! Aber meine Schwiegermutter thot täglich schlechter, um meine Phantasie anzuspornen, solche zu fin- den.“ „Armer Mann! Doch es soll Ihnen geholfen werden. In drei Tagen werden Sie von mir hören.“ Etwas geröstet, doch nicht allzu hoff- rungsvoll, ging Herr Meinhardt wie- der heim. Steckte die Freundin mit seiner Frau unter einer Decke und wollte sie sich zuvor Informationen einholen? Doch gleichviel; Herr Mein- hardt hätte jedes Mittel alzgepiert, um sich aus dieser verunsicherten Situation zu retten. Am dritten Tage erschien wirklich, wie versprochen, die Freundin Henri- ettes, sog triumphierend einen Streifen Papier aus ihrem Rändel und über- reichte ihn Herrn Meinhardt. „Nichts leichter als das,“ antwortete etwas bitter die hilfsreiche Freundin, ich schrieb einfach an die Administra- tion des neuen Modejournals und bat, mir die derzeitige Adresse seiner Abon- nentin, Frau Henriette Meinhardt, anzugeben und hier ist sie.“ Die Schwiegermutter hatte inzwi- schen bereits ihren Koffer gepackt, un- sofort zu ihrer Tochter zu fahren. Herr Meinhardt aber that wiederum das Vernünftigste, was in dieser Situation zu thun war und ging in's Wirths- haus. Solch eine Intelligenz mußte doch gefeiert werden und nicht minder die Abreise der Frau Straßenplaster- meisterin. „Stürme in oberen Luftschichten.“ Die Luftbewegungen in den höheren Schichten der Atmosphäre sind für die Beurtheilung des Zustandes und des voraussehligen Ganges der Witter- ung oft bedeutsamer als die Winde, die am Erdboden selbst wahrgenom- men und gemessen werden können. Daher haben sich die Herren Meteorolo- gen nicht nur seit längerer Zeit mit der Beobachtung der Zugrichtung der Wolken beschäftigt, sondern wenden neuerdings auch Flugdrachen und Luftballons in immer steigendem Maße für diese Untersuchungen an. Wir wissen jett, daß sich die Luft- schichten in größerer Höhe oft in ein- ander sonderbaren Wirrwarr der Be- wegungen befinden. Zumeilen fließen Luftströme übereinander in entgegen- gesetzten Richtungen, ohne sich zu ver- mischen; dann wieder entstehen durch Begegnung und Vermischung solcher einzelner „oberer Winde“ eigenthüm- liche Störungen. Letztere sind ohne Zweifel auch der Grund dafür, daß die Fortpflanzung des Schalls auf und über der Erde mit einer merkwür- digen Ungefähmigkeit vor sich geht. Die Signale von Rebellhörnern z. B. können ihren Zweck oft nicht erfüllen, weil die Schallwellen von einem lau- nischen wogabundirenden Wind plötz- lich aufwärts entführt werden. Dann wird der Schall wohl plötzlich ebenso unerwartet aus der Höhe wieder zur Erde getragen, und so werden in einer Dettschig Geräusche hörbar, deren Ursprung sich niemand zu erklären ver- mag. Die sogenannten Rebellhö- rer und manche andere wegen ihrer Rüh- selhaftigkeit berühmt gewordenen Schallerklärungen dürften nur auf diesem Wege ihre Erklärung finden. „Die würdige Zeen.“ In Innerassen, nicht weit vom Kaspien Meer, liegt ein See von wunderbarer rosa Farbe, dessen Ufer mit schneeweißen Salzkrallen be- deckt sind. Aus den Wässern dieses Sees steigt ein blumenähnlicher Duft auf. Der Duft und die Farbe sollen durch Pflanzensäfte in der Tiefe ver- ursacht sein. Ein anderer seltsamer See liegt auf einer Halbinsel im Kas- piischen Meer. Dieser See ist auf seiner ganzen Oberfläche mit einer lo- biden und harten Salzkruste bedekt, daß ein Mann sicher darüber Irreiten kann. Die alternzueste Orthographie fin- det man an dem Viehstall der deut- schen Kneipst bei dem Kreisbau in Hanau. Dort steht groß und deut- lich in Buchstaben aus Eisen zu lesen: „Einwurf“. Der Herüber muß ein beiner Vörscher sein.

Europatin. Der bekannte Tibet-Reisende Sven Hedin veröffentlicht einen größeren Aufsatz über seine persönlichen Bezie- hungen zu Kuropatkin, dem Generalis- simus der russischen Armee in Ost- asien. Wir glauben, daß Einiges da- von auch unsere Leser interessieren dürfte: Als junger Mann diente Kuropatkin, so erzählt Sven Hedin, in der Fremdenlegion und nahm an mehr als einer „mission saharienne“ theil, die er ebensovortrefflich, gewissenhaft und sachverständig geschilbert hat wie alle anderen militärischen Erfahrun- gen seines inhaltreichen, denkwürdigen Lebens. — So hat er zum Beispiel den türkischen Krieg beschrieben, mehrere Handbücher über militärische Gegen- stände verfaßt und eine unübertreff- liche, didaktische Arbeit über Jatur Begs Ostturkistan unter dem Titel „Kaschgaien, eine geographisch-histori- sche Zeichnung von dem Land“ heraus- gegeben. Als Generalstabschef unter Stobelew hatte er Gelegenheit, unter diesem berühmten Heerführer die Kriegskunst praktisch zu studiren. Doch in Wilem ist er Stobelew un- glücklich, der den Krieg leidenschaftlich liebte, in weißer Uniform, mit Orden geschmückt, parfümirt und frisiert wie ein zu seiner Hochzeit gehender Bräu- ligam in die Schlacht ritt und mit nicht- endenwollendem Jubel empfangen wurde, wenn er vor die Front sprengte. Kuropatkin betrachtete den Krieg ganz und gar von der ersten Seite, als ein unvermeidliches Uebel, eine Kunst, die mit Gründlichkeit und Fleiß studirt werden muß und dem Zufall über die Begeisterung des Augenblinds nicht an- heimgegeben werden darf. An Popula- rität in der Armee kann er mit Stobe- lew wetteifern; doch während dieser die seltene Gabe besaß, durch seinen bloßen Anblick die Soldaten zu elek- trisiren und ihren Enthusiasmus an- zufachen, hieß Kuropatkin allein schon durch seine Gegenwart den Soldaten das Gefühl unerwünschter Ruhe und Sicherheit ein; sie betrachteten ihn als ihren Vater und wissen, daß er sich für jeden einzelnen Mann im Glied ebenso warm interessiert, als wäre es sein eigener Sohn. Unter Stobelew's Oberbefehl führte Kuropatkin eine der drei Kolonnen, die am 24. Januar 1881 Göt-Tepe stürmten, wo das Schicksal der Tette- turmen entschieden wurde. Sie setzten sich jedoch tapfer zur Wehr, und es zeigte sich deutlich, daß die Festung nur durch List genommen werden konnte. Stobelew ließ eine Mine legen, in der die Soldaten Tag und Nacht arbeiteten. Die Turmen be- obachteten ihr Vorhaben, dessen Zweck sie gar nicht begriffen. Als die Arbeiter unter den Mauern selbst gruben und man im Innern der Festung die Spatenhiebe hörte, glaubten die Tur- menen, daß die Russen bald einzeln aus einem Loch im Boden herausstrei- chen würden. Gerade über dem ver- hängnißvollen Punkt versammelten sie sich in großen Massen mit gestückten Säbeln, und man kann sich die Wir- tungen denken, die eine Tonne Pulver hier hervorbrachte. — Kuropatkin stürmte in die Bresche hinein, und Göt-Tepe war in den Händen der Russen. Als ich zum erstenmal mit General Kuropatkin zusammentraf, war er „Joenny najalnit“ oder Militärgou- verneur der neuen Provinz Trans- kaspien. Es war im Oktober 1890 in seiner Residenzstadt Askabad. In dem sowohl aus- wie innenwärts außerord- nentlich eleganten Gouverneurhaus wurde ich mit ausgesuchter Artigkeit aufgenommen. Schon im Vorzimmer nahmen Kofaten mir Hut und Mantel ab und öffneten dann die Thüren zu einem gewaltigen Waffensaal, wo mich ein Ordonanzoffizier empfing und mich anmeldete. Die Saalwände waren mit älteren und neueren asiati- schen Waffen, sowie mit Bildern des Kaisers und der Kaiserin geschmückt. Nach kurzer Wartezeit trat General Kuropatkin in voller Paradeuniform ein, er sollte nämlich bei einer Ver- sammlung präsidiren. Er ist ein klei- ner, kräftig gebauter Mann mit schwarzem Vollbart. Nachdem er sich über meine Reise und meine Pläne hatte Auskunft geben lassen, ging das Gespräch bald auf die speziellen Ver- hältnisse, die im Teretbaranpaß herr- schen, über. Seitdem bin ich bei mehreren Gele- genheiten mit Kuropatkin zusamen- getroffen und habe es nie veräumt, ihn auf der Durchreise durch Peters- burg zu besuchen, sowohl in der Stadt, wie in seiner Villa auf den Inseln, da- gegen nicht auf seinem Gut bei Tere- jow in Finnland. Seine Villa, wo- hin man in zwanzig Minuten fuhr, war mehr als einfach, ein kleines Landhaus ohne eine Spur von Luxus, ein wohlhabender Schinnovnit hätte kaum damit vorlieb genommen, und dennoch verfügt der Kriegsminister über Millionen an Repräsentations- geldern, aber er ist zu ehrlich und zu stolz, um für sich daraus Nutzen zu ziehen, ein solcher Gedante würde ihm absurd erschienen sein. Er hat allen äußeren Pomp und Staat stets verabschuet und danach gestrebt, auch auf dem Gipfel von Macht und An- sehen die einfachen Sitten des Solda- ten beizubehalten, ja, er hat es als eine ganz natürliche Pflicht angesehen, daß jener, der die ganze Armee unter seiner Hand hat, auch in seinen Sitten und seiner Lebensweise jedem gemeinen Soldaten ein Vorbild sein muß. Und auch jett, da ganz Russlands Schicksal in seinen Händen ruht, da er seine eisernen Legionen in's Feuer schickt und größere Verantwortung trägt als

sonst ein lebender Mann, jett, da wohl eine Milliarde Menschen seinen Namen auf den Lippen führt und alle Zeitungen der Welt in ihren Spalten von ihm sprechen — auch jett ist er von jener Einfachheit nach außen hin umgeben und wohnt in einem Eisen- tagen. Als ich mich im Jahre 1899 eine Woche in Petersburg aufhielt, traf ich Kuropatkin bei mehreren Gelegenhei- ten. Einmal af ich mit dem eben von Fokhoda zurückgekehrten Oberst Ar- lamonow bei ihm zu Mittag. Nach Tisch sollte der Oberst dem General zwei Kofaten vorstellen, die außer- gewöhnliche Proben von Muth und Kaltblütigkeit abgelegt, indem sie in einem wichtigen Auftrag über den Nil geschwommen waren. — Sie war- teten nun draußen im Vorzimmer, die ihnen vom Zaren am dem Tage ver- liehenen Goldmedaillen tragend. Der Kriegsminister hielt stehenden Fußes eine kurze Rede und dankte ihnen da- für, daß sie „ihren Kameraden in der ganzen Armee ein Beispiel gesehn“, worauf er ihnen zum Andenken je eine goldene Uhr in einem Etui und eine Rolle Goldmünzen gab. Selten oder nie habe ich eine so sympathische, liebenswürdige Persön- lichkeit wie General Kuropatkin ge- troffen. Es liegt eine erhabene, unerschütterliche Ruhe über diesem kleinen, energisch und harmonisch gebauten Mann mit dem schwarzen, dichten Bart, der nur im Schein der Lager- feuer vielleicht ergraut ist, und ein Schimmer von Redlichkeit, Güte und Selbstbeherrschung auf seinem Gesicht. Er weiß in diesem Augenblick, daß alle seine Thaten, seine Truppenver- schiebungen, der Geschichte angehören und für alle Zeiten Gegenstand von Beobachtungen, Studien und Kritiken sein werden. Doch ich bin überzeugt, daß er selbst mitten im Ranonendon- ner von Liaopang von der gleichen vollkommen unerwünschten Ruhe besetzt gewesen ist wie damals, als ich ihn auf den Ebenen von Askabad über die Turkmennmiltz Aufregung halten sah. Hat sich je eine tabelnde Stimme gegen ihn erhoben, hat es je einer gewagt, hinter seinem Rücken ein herabsetzendes Wort von ihm zu sagen? Nein, niemals! Kuropatkin ist für seine unbefleckte Gerechtigkeit bekannt und hat bei Beförderung- sfragen stets nur auf Verdienste und Tüchtigkeit Rücksicht genommen. Ihm ist ein Großfürst nicht mehr als ein gewöhnlicher Offizier; hat er einige Günstlinge in der Armee, so sind es die gemeinen Kofaten. „Ma und Augenfarbe.“ Professor Wallace fordert das Ur- theil der Naturforscher über eine von ihm aufgestellte, etwas sonderbar klingende Theorie heraus. Er will näm- lich die Unterschiede in der Farbe des Lichts erklären, wie es in der Regen- bogenhaut des Auges bei den einzelnen Menschen und Vögeln wiederspiegelt wird, indem er sie zurückführt auf eine natürliche Anpassung zum Schutz gegen äußere Einflüsse. Vögel, die in Ländern wohnen, wo eine weniger grelle Beleuchtung herrscht, das Licht vielmehr gewöhnlich bläulich ist, sollen aus diesem Grunde blaue Augen haben, vergleiche die Schweden und Nor- wegier. Deshalb sollen auch die See- leute meist blaue Augen haben. In der Nähe des Äquators dagegen oder in sandigen Gebieten wie in der Sahara und in Süd-Afrika, wo meist ein grel- les gelbes Licht herrscht, nehmen auch die Augen eine harl in's Gelbliche zie- nende Färbung an. Dafür seien Bei- spiele die Italiener und Spanier, die Kaffern und Malaien. Auf demsel- ben Wege findet Wallace eine Erklärung dafür, daß die Schotten blaue, die Engländer graue, die Franzosen mehr dunkle Augen haben. Die ganze Frage ist sehr heikel, da die Statistik über die Farbe der Augen bei den ver- schiedenen Völkern noch viel zu wün- schens läßt. Um so mißlicher erscheint es, eine solche Theorie zu wagen, nach der dann übrigens die Farbe der Au- gen bei den Mitglieedern ein und des- selben Volkes viel gleichartiger sein müßte, als es thatsächlich der Fall ist. „Ein Trinkgeld.“ Kapellmeister Dr. Hans Richter trägt an seiner Uhlerteile einen Maria Theresen - Thaler, von dem er selbst folgende Geschichte erzählt: „Der Thaler ist ein Andenken an einen Tag, an dem ich weinte. Zum ersten Mal dirigirte ich in der Probe eine Sym- phonie von Anton Bruckner, der da- mals zwar schon ein alter Mann war, aber als Komponist noch nicht den verdienten Ruhm genöß; seine Werke wurden kaum jemals aufgeführt. Als die Symphonie beendet war, kam Bruckner zu mir. Er strahlte vor Be- geisterung und Glück. Ich fühlte, wie er mir etwas in die Hand drückte. „Nehmen Sie das,“ sagte er, „und trinken Sie auf meine Gesundheit ein Glas Bier!“ Richter nahm auch den Thaler und benachrichtigte ihn auf als Er- innerung an den ausgedehnten Mann und die Thänen, die ihm angeflücht der Dankbarkeit des alten Musiklers kamen, die sich mit solcher rührenden Natürlichkeit äußerte. Darf ich fragen, wo Sie jangen ge- lernt haben?“ fragte die blonde Wif den schredlich ungeschickten Tänzer. „Brieffisch, Miß Cora,“ erwiderte der Unglückliche. „Selbst darin wechelt die Mode, was man Natürlichkeit nennt.“